Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 19

Artikel: Romanze in Marseille. Teil 26
Autor: Kilian, Peter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671431

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Peter Kilian

Romanze in Marseille

26

Copyright by Ex Libris Verlag AG. Zürich

Er war längst nicht mehr. Bald würde sogar die Zeit kommen, da sein Grab geräumt werden sollte und für immer verschwinden würde, was von seiner sterblichen Hülle noch geblieben. Und verschwinden würde der kleine Hügel mit dem Immergrün und den Geranien, die die Mutter Jahr um Jahr liebevoll gehegt hatte. Verschwinden würde auch der grauen Stein, der kleine Obelisk, so wie sie damals Mode waren. Kaum noch leserlich war die Inschrift, sein Name und die wesenlos gewordenen Daten seines kurzen Lebens. Die Mutter hatte sich mit einem billigen Stein und schnell vergänglichen Buchstaben bescheiden müssen, und er hatte für ihre Verhältnisse noch immer viel Geld gekostet. Nur mit Mühe konnte man noch die sinnschweren Worte entziffern: «Zu früh hast du uns verlassen.» Und darunter: «Gott gebe dir die ewige Ruhe.» Unendlich fern schon war er, der ihn gezeugt, dessen Namen er trug, und wie oft hatte die Mutter lobend oder tadelnd gesagt: «Du bist wie der Vater, Martin», und schon bald darauf: «Das hätte dein Vater nie getan.»

Ja, fern war er — eine Schattengestalt; sein Leib wurde aufgezehrt von der gelben und schweren Erde. Diesen Mann, der einst war und rund und stark im Leben stand wie unendlich viele andere wackere Männer; diesen Mann konnte er nicht mehr um Rat fragen. Die Mutter hatte auch die Aufgaben des Vaters übernehmen müssen, hatte ihn recht und schlecht erzogen, so wie eben eine Frau erziehen muss, wenn sie allein steht, wenn sie sich für vier unmündige Kinder plagen und schinden muss, die zu früh den Ernährer verloren haben.

Und jetzt, bald fünfzehn Jahre nach diesem Sterben (eine Lungenentzündung hatte ihn in seinen besten Jahren hinweggerafft), jetzt trieb sich sein hoffnungsvoller Sprössling, dieser Martin Anderegg junior, ziemlich ratlos am Vieux Port der uralten Hafenstadt, des römischen Massalia herum, und ob er den Rat seines Vaters auch wirklich gewünscht, auch wirklich angenommen und befolgt hätte, dies ist eine Frage, die sich nicht leicht beantworten lässt. Er wartete ja nicht auf einen guten Rat wie die meisten jungen Menschen, dieser eigensinnige und steckköpfige Bursche, er wartete auf ein blaues Wunder.

Drei Tage waren vergangen; drei kurze, wie Spreu zerstiebende Tage in der Erinnerung, aber drei lange und herbe Tage des Erlebens. Seine Barschaft war inzwischen radikal zusamengeschmolzen. Auch die geringste Ausgabe bereitete ihm langes Kopfzerbrechen. Das Geld, dieses verfluchte, geschmähte, geliebte und ersehnte Geld macht zwar die Armen und Reichen zu Sklaven, aber diese Erkenntnis war für ihn kein Trost. Immer eindrücklicher und peinvoller musste er es erfahren, was dieser ominöse Begriff Geld bedeutete. Jetzt nährte er sich nur noch von Brot und getrockneten Feigen; er wagte nicht mehr, sich einen Teller mit wohlfeiler Fischsuppe, eine Flasche Wein zu kaufen. Er hatte an einem der drei vergangenen Abende mit Simone vor einem Café Fruchteis gegessen und ihr natürlich verheimlicht, dass er dieses köstliche Eis mit seinen letzten Reserven bezahlte. Ja, er hatte sich sogar aufgespielt und so getan, als schlummerten noch ganze Bündel von Banknoten auf seiner Brust! Und mit welchem Vergnügen hatten sie die Glacé genossen! Und weil sie so arg lecker gemundet hatte, so wunderbar kühlte und auf der Zunge verging, hatte er gleich nochmals zwei Portionen bestellt. Und immerzu wollte er Simone beichten, wie es wirklich um ihn stand; sie sollte endlich wissen, dass er mit seiner Barschaft am Ende war, und damit am Ende seines Lateins. Doch wenn er endlich den Mut dazu hatte und die richtigen Worte sich in ihm bildeten, dann blieben sie ihm gleichsam im Halse stecken oder es kam

zu seiner ungestandenen Erleichterung etwas anderes dazwischen. Und die kostbaren Stunden, die sie sich gegenseitig schenken durften, die sie wie Kinder genossen, diese kurze und flüchtige Zeit, konnte er doch nicht mit seinen Beichten, Bekenntnissen und Lamentationen trüben und zerstören! Davor schreckte er widerwillig und auch widerspenstig zurück, ausserdem hinderte ihn nicht unbeträchtlich eine törichte Scham, sein eigensinniger Stolz. Und doch kam er sich vor wie einer, der auf einer dünnen Eisschicht geht und weiss, dass ein einziger harter Schritt das Eis zum Bersten bringen kann.

Nicht mehr ganz zehn Francs waren ihm geblieben. Zehn simple Francs! In die Währung seiner Heimat umgerechnet besass er nicht einmal mehr ein Zweifrankenstück. Bald war er nun wieder so weit wie an jenem Morgen in Vidauban, aber diesmal erschien ihm seine Lage weitaus schlimmer und aussichtsloser, denn an jenem Morgen hatte er noch keine Simone gekannt. In letzter Minute musste nun ein Wunder geschehen, wenn er sich über Wasser halten wollte. Seine Stunden in dieser Stadt waren gezählt. Und wahrhaftig, er bildete sich hin und wieder allen Ernstes ein, irgend eine glückhafte, eine ganz unwahrscheinliche Wendung müsste diesem Zustand ein Ende bereiten. Hatte sich ihm nicht schon oft in letzter Minute eine Tür geöffnet? Warum sollte sich nicht auch jetzt einmal alles zum Guten wenden? Freilich, nur zu deutlich wusste er allgemach, dass im Leben nicht wie in ausgetiftelten Filmmären, die helfende und klärende Fee zur richtigen Zeit, gewissermasen auf die Sekunde genau auftaucht und alles in Ordnung bringt. Aber irgendein Narr oder Mörder konnte ihm allenfalls wieder einen Hundertfrancsschein in die Jacke stecken! Irgendein Besessener konnte sich ihm in den Weg stellen, sich als Baron Rothschild oder J. P. Morgan zu erkennen geben und ihm mir nichts dir nichts mit nonchalanter Geste ein Bündel Pfundnoten zustecken — und dann spazierstockschwenkend weitergehen. Dabei wusste er im gleichen Atemzug, dass sich solche Glücksfälle nicht mit gefälliger Simplizität wiederholen. Aber etwas anderes konnte doch geschehen! Irgend eine wunderbare Wendung des Schicksals, ein Fingerschnicken der Fortuna gewissermassen, oder auch nur ein wohlwollendes Blinzeln, an ihr Füllhorn wagte er gar nicht zu denken. Weshalb sollte er beispielsweise nicht in letzter Minute das unverschämte Glück haben, eine gespickt volle Geldbörse zu finden — mitten auf der Strasse, mir nichts dir nichts! Oder ein reicher alter Herr (ein alter Herr ging nämlich trippelnd an ihm vorbei) würde ihm in einem plötzlichen Anfall von Altruismus seine dicke Brieftasche schenken: «Tiens, tiens! Quelle surprise voyez-vous ça!» Aber lässt man ältere Heren überhaupt frei herumlaufen, wenn die Gefahr besteht, dass sie solchen Anfällen von Altruismus überhaupt erliegen könnten? Und wenn es schon Besessene gibt, die sich in der Rolle des Barons Rothschild oder J. P. Morgans wohl fühlen, dann haben sie doch nur ihren Wahn, aber kein Geld. Oder er konnte das Glück haben, ein Kind aus dem stinkenden Wasser des Alten Hafens vor dem Ertrinken zu retten, ein Kind steinreicher Eltern natürlich . . . Es schien indessen gerade so, als ob die Kinder am Alten Hafen niemals ins Wasser fallen könnten.

Wenn er lange genug diesen infantilen Wunschträumen nachgehangen hatte, schüttelte er plötzlich heftig abwehrend den Kopf, und das Erwachen war dann umso ernüchternder. Er spähte verzweifelt nach handgreiflichen Möglichkeiten aus. Er wartete auf spanische Barken mit Orangenladungen, doch es liefen keine ein. In den Morgenstunden wimmelte es auf der Arbeitsbörse von Männern jeden Alters und aller Nationen, die vergeblich warteten und herumlungerten. Einmal hatte er gelesen, dass für Menschen, die gute Augen im Kopf haben, das Geld auf der Strasse liege; er hatte vortreffliche Augen, Augen scharf wie ein Sperber, aber Geld entdeckte er nie. Es konnte also nicht an den Augen liegen, ein spezifischer Geruchsinn musste vermutlich auch daran beteiligt sein. Er trieb sich mit vagen Hoffnungen am neuen Hafen herum, er streunte über den Fischmarkt, aber immer waren übergenug andere flinke Helfer vorhanden, wenn es wirklich einmal eine Kleinigkeit zu tun gab. Und er wartete, wartete, hoffte und hoffte vergeblich . . .

Mit dem Zusammenschmelzen seiner Barschaft sank auch sein Mut und seine Zuversicht zusehends. Er verstand sich selber nicht mehr und begriff manchmal nicht, dass er immer noch wartete, hungerte und sich an Illusionen klammerte.

Eine Nacht hatte er im Obdachlosenasyl verbracht und zwei Nächte im Verschlag Fankhausers. Die Frau des Elsässers, ein verbittertes, übellauniges und streitsüchtiges Weib, hatte ihn indessen höchst unfreundlich behandelt, kein Wort an ihn gerichtet und hinter seinem Rücken heftig gequengelt und gemault. Martin sah ein, dass auch dies auf die Dauer nicht ging und er dem gut-

mütigen Jodok höchstens noch Ungelegenheiten bereiten konnte. Nein, eine dritte Nacht wollte er dort nicht mehr schlafen, dann schon wieder unter Gottes freiem Himmel.

Seit Franks spurlosem Verschwinden hatte er Simone täglich schon am frühen Morgen gesehen und über Mittag wieder; er hatte sie am Morgen in die Rue Beauvau und mittags von dort nach Hause begleitet, und jedesmal auf zauberische Weise allein bei ihrem Anblick seine unhaltbare, seine bedenkliche Lage vergessen. Ihr Anblick und ihre Stimme, ihr Wesen wirkte wie ein Opiat — und erst wenn sie nicht mehr bei ihm war, erwachte er aus seinem Rausch und kam zur Besinnung.

Und nun sollte er sie am Abend wieder auf dem Platz Estrangin finden; sie hatte sich frei gemacht, das heisst wieder eine Lüge ersonnen, und die Stunden sollten ganz ihnen allein gehören, bis um zehn Uhr oder noch länger. Und dann musste er Simone endlich die Wahrheit sagen; dann musste er ihr endlich klaren Wein einschenken.. Er würde sie bitten, auf ihn zu warten, vielleicht lange warten ... Sie würden sich schreiben, ja, irgendetwas musste geschehen! Und wenn es ein Abschied für immer wurde? Er wagte kaum daran zu denken und dachte doch unablässig darüber nach. Ein Abschied für immer ... Eine letzte Umarmung und ein letzter Kuss ... Warum war es so unerträglich an eine letzte Umarmung zu denken? Sich das nur vorzustellen? An ein Ende, ein erbarmungsloses Vorbei und Gewesen. Nicht an diese Stadt klammerte er sich, wie er anfänglich geglaubt hatte, an die Octopusstadt, die gnadenlos umklammernde, die unablässig Menschen verschlingende Stadt, die gierig menschliches Strandgut an sich lockt und ohne Mitleid und Erbarmen zermalmt.

War er den Härten des Lebens nicht gewachsen? Hatte er nicht die Kraft und Zähigkeit sich selbstbewusst und selbstsicher zu behaupten? Sich allen Widerständen und Widrigkeiten zum Trotz durchzusetzen? Zahllose verirrte und wurzellose Menschen lebten in dieser wimmelnden Stadt, die sich auf irgendeine Weise am Leben erhielten — zahllose dunkle, unbekannte, heimatlose Existenzen. Und alle mussten sie doch Mittel und Wege gefunden haben, sich am Leben zu erhalten oder wenigstens zu vegetieren. Freilich, er wusste ja nun auch von den Zahlreichen, die im Nachtasyl ihre letzte Nahrung und ihr letztes Obdach fanden; er wusste von den Zahlreichen, die nicht einmal den Franc für das Obdachlosenasyl aufbringen konnten, die im Freien nächtigten, auf den Bänken schliefen oder in geschützten Mauerwinkeln wie Kellerasseln; er wusste von den armen Teufeln, die in den letzten der Pinten dösten, im Gassenlabyrinth über dem Alten Hafen, in den unergründlichen Waben der baufälligen Häuser, die mit Balkenstreben gestützt werden mussten, damit sie nicht Hunderte von Menschen unter ihren Trümmern begruben. Er wusste von den düsteren Herbergen, in denen die Aermsten der Armen auf langen Bänken sitzend schlafen, und wo der Pintenwirt ein schweres Schiffstau von einem Ende zum anderen vor ihre Leiber spannt, damit sie im Schlaf nicht vornüberstürzen und sich die Nase blutig schlagen. Und er hatte draussen beim Fort Nicolas die Kanisterhütten der Lumpensammler gesehen, das Geschrei und Gekneif der ordinären Weiber gehört und die Flüche der Männer, die dort viel schlimmer als Zigeuner hausten.

Und mit jedem Tag blickte er tiefer in die Eingeweide dieser Stadt, enthüllten sich ihm immer offener die Schwären und Eiterherde, und er wusste und sah es, dass man sich auch im schauerlichsten Unrat noch am Leben erhalten konnte, wenn man jede Selbstachtung wie Ballast über Bord warf, wenn man die Gesetze verachtete und nicht vor Gemeinheiten zurückschreckte. Wenn man sich innerlich fallen liess, verluderte und verrottete. Aber konnte er denn vergessen, wer er war und woher er kam! Der Schmutz ekelte ihn, das Verderben schreckte ihn auf, das Gemeine stiess ihn ab und die Not der Menschen wühlte in ihm, und er schämte sich für die Menschen, die das alles zuliessen. Seine Mutter hatte ihn zwar nicht in Gottesfurcht, aber doch zur Reinlichkeit und Redlichkeit erzogen. Hier aber wurde Gottesfurcht zum Witz und Redlichkeit zur wohlfeilsten Ware.

Ja, Simone sollte am Abend alles von ihm wissen und erfahren! Sie musste ihn anhören und ihn zu verstehen versuchen. Bitten wollte er sie, seinen Entschluss zu billigen und richtig zu finden. Er musste sie verlassen, aber er würde wieder zurückkehren zu ihr. Sie würden sich schreiben, täglich schreiben ... Daran dachte er allerdings nur mit einem gewissen Unbehagen, denn die fremde Sprache zu reden und sie zu verstehen, das fiel ihm täglich leichter, sie indessen zu schreiben, dies hatte ihm schon in der Schule Mühe und Kopfzerbrechen gemacht.

Und die Legion? Blitzhaft tauchte ab und zu diese lauernde Frage in ihm auf. Den Weg Franks

gehen? Die weisse Schirmmütze aufsetzen? Er war Wahnwitz und kein Ausweg. Dann konnte er sich gerade so gut in Marseille als Bettler herumtreiben. Nein, die Legion war kein Ausweg, würde nur Flucht sein und Simone hätte er dann erst recht verloren.

30

Der eigentümlich schmerzhafte Druck regte sich wieder in seiner Magengrube und dazu kam ein lästiges Gefühl von Mattigkeit in den Gliedern. Er griff in die Tasche, wo er noch sparsam einige getrocknete Feigen verwahrte, und steckte eine davon in den Mund, sie mit seinem Speichel einweichend und daran saugend wie ein kleines Kind an einem Bonbon.

Es war noch nicht zehn Uhr. Viele Stunden lagen also vor ihm, bis er Simone wieder sehen durfte. Die Versuchung und der fast unwiderstehliche Drang, seine Schritte in das blitzblanke Milchrestaurant zu lenken, suchte ihn mit heftigem Verlangen heim. Der Verlockung, einen Teller voll Milchreis, braun überstäubt mit Zimt, zu vertilgen, vermochte er nur mit äusserster Anspannung zu widerstehen. Er hatte das schlauchartige Lokal noch zweimal aufgesucht und sich annähernd gesättigt. Milchreis — eine Suppe, die er zu Hause mit männlicher Würde und Hochnäsigkeit verschmäht hätte, war zu einem schlaraffischen Gericht geworden. Er hatte dafür nur einen Franc und fünfzig Centimes auszulegen, eine Bagatelle, aber wenn man nicht einmal mehr zehn Francs besitzt, dann ist das ein Vermögen. Bis zum späten Nachmittag wollte er wenigstens noch ausharren und sich beherrschen.

Dann spielte er eine Weile mit dem Gedanken, nochmals auf dem Konsulat vorzusprechen; aber alein der Gedanke daran war ihm widerwärtig und stiess ihm auf. Ueberhebliche und konziliant abweisende oder kühl verächtliche Ratschläge und Redensarten entgegenzunehmen und dankbar zu schlucken, dazu mangelte ihm gerade jetzt die erforderliche Gelassenheit. Und er glaubte, dass es ihm leichter gefallen wäre, sich gegen das siebente Gebot zu vergehen, als sich von einem herablassenden Landsmann demütigen zu lassen.

Er schlenderte langsam über den Quai du Port, um durch die Gassen der Altstadt zu stöbern wie ein heimatloser Hund, der nach Essbarem schnüffelt. Er liess sich treiben ohne bestimmtes Ziel, denn so, dachte er ab und zu in seiner Naivität,

war es vielleicht noch am ehesten möglich, unversehens in eine Glückszone zu geraten. Er dachte jedoch zu oft an die scheue und launische Göttin, die selten jene mit ihrer Gnade zu überraschen pflegt, die sehnsüchtig darauf warten.

Die Frauen, schöne und hässliche, tonnenrunde und engelsschlanke, sie feilschten vor den Geschäften, in den offenen Ladenlokalen oder mitten in der Gasse. Sie standen beim Gemüsehändler und betasteten kritisch abwägend die Artischocken, sie griffen prüfend in die zartblättrigen Salatköpfe und versuchten sachlich die Kirschen. Sie waren wählerisch, schnippisch, hoheitsvoll und liessen die feurig schwatzenden Händler achtlos stehen; diese anderseits versuchten unverdrossen mit ihren Anpreisungen andere Käuferinnen anzulocken. Sie standen schwatzend beisammen, die tonnendicken und engelsschlanken Frauen, und sie verbreiteten mit grosser Beredsamkeit Neuigkeiten oder erluchsten sie.

(Fortsetzung folgt)